Wie ein Staatenloser die Zürcher Kultur prägte

Klassische Musik 1914 kam der russische Geiger und Dirigent Alexander Schaichet für Ferien in die Schweiz – und blieb wegen des Krieges hier hängen. Vor 100 Jahren gründete er dann das erste hiesige Kammerorchester.

Susanne Kübler

Als Lenin nach Zürich kam, notierte er auf dem amtlichen «Fragebogen für den Deserteur», er sei eben keiner, sondern journalistisch tätig. Auch sein Landsmann Alexander Schaichet strich den Deserteur durch, fein säuberlich mit Massstab; und in die Rubrik «Zivilstand» schrieb er: Musiker.

Im Unterschied zu Lenin, der nach einem turbulenten Jahr heimreiste, um als Revolutionär Geschichte zu schreiben, blieb Schaichet bis zu seinem Tod 1964 in Zürich. Aber auch er schrieb Geschichte, auf seine Weise: 1920 gründete der Geiger und Dirigent das erste Kammerorchester der Schweiz und prägte damit das Zürcher Musikleben mehr als zwei Jahrzehnte lang.

Wie sehr – daran erinnert nun exakt hundert Jahre nach der Gründung des Kammerorchesters Zürich ein Buch, das Esther Girsberger zusammen mit Schaichets Enkelin Irene Forster herausgebracht hat. Der Historiker Christoph Wehrli schreibt darin über das damalige Zürich, in dem erst ein Viertel aller Wohnungen ein eigenes Bad hatte. Michael Eidenbenz porträtiert Schaichet als Musiker und Emigranten, Verena Naegele zeichnet den Weg seines Ensembles nach, Peter Hagmann verlängert die Geschichte der Kammerorchester bis in die Gegenwart. Und schliesslich sind da die ehemaligen Schülerinnen und Schüler, die sich an ihren Lehrer und seine Frau, die Pianistin Irma Schaichet, erinnern.

Alexander Schaichet (1887-1964) mit seiner späteren Frau, der ungarischen Pianistin Irma Löwinger, 1918 auf dem Zürichsee. Foto: PD

Unermüdlicher Entdecker

Dass Alexander Schaichet eine charismatische Figur gewesen sein muss, wird da rasch klar. Zwar hatte er in der Schweiz 1914 nur Ferien machen wollen und war dann wegen des Krieges als Staatenloser hängen geblieben. Aber nach dem Krieg – und der Epidemie der Spanischen Grippe, während der die Zürcher Tonhalle zum Lazarett umfunktioniert worden war – tat er alles, um die Aufbruchstimmung in der Musikwelt auch in seiner Zufallsheimat aufkommen zu lassen.

Schaichet war unermüdlich, wenn es darum ging, dem Zürcher Publikum Entdeckungen zu servieren. Alte Musik interessierte ihn ebenso wie zeitgenössische; er grub Raritäten aus, vergab Aufträge, hörte sich überall nach spannenden Werken um.

Dass in Zürich etwas Besonderes passierte, fiel nicht nur Mäzenen auf – sondern auch Paul Sacher.

Und auch wenn er dabei sein Orchester, in dem vor allem seine Schülerinnen und Schüler spielten, technisch zuweilen überforderte: Dass hier etwas Besonderes passierte, fiel nicht nur Mäzenen wie Hermann Reiff und Werner Reinhart auf – sondern auch dem Basler Paul Sacher, der mit dem Basler Kammerorchester bald ein ganz ähnlich ausgerichtetes Ensemble gründete.

In den 30er-Jahren wurde es schwieriger für Schaichet. War man in Zürich dem «Ostjuden» schon zuvor teilweise skeptisch begegnet (so sehr, dass man ihn erst im dritten Anlauf 1927 einbürgerte), verstärkten sich diese Tendenzen nun. Und sein zuvor so dichtes Netzwerk dünnte sich aus, weil viele der in Deutschland wirkenden Komponisten und Solistinnen, mit denen sein Orchester eng zusammengearbeitet hatte, ins Exil gingen.

Alexander Schaichet hielt dagegen, indem er sich zunehmend für jüdische Kultur in Zürich engagierte. 1935 übernahm er die Leitung des Jüdischen Gesangsvereins Hasomir, 1941 gehörte er zu den Mitbegründern von Omanut, dem bis heute aktiven Verein zur Förderung jüdischer Kunst.

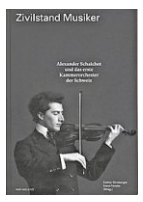
1939 reichte er seinen Rücktritt als Dirigent des Kammerorchesters ein, weil «die Einstellung verschiedener Kreise (auch in der Schweiz)» zunehmend dahin gehe, «Juden keinerlei ‹Spitzenstellungen› zuzugestehen». Man überredete ihn zum Bleiben, aber das Ende kam dann doch: 1941 gründete Paul Sacher das Collegium Musicum Zürich; und weil er im Unterschied zu Schaichet Geld hatte, war bald klar, welches der beiden Ensembles überleben würde. 1943 gab das Kammerorchester Zürich sein letztes Konzert.

Eishockey und Karl May

Schaichet hat ab dann vor allem unterrichtet, an der Musikakademie Zürich. Auf einem Barhocker habe er jeweils gesessen, viel und anschaulich erklärt, kaum je vorgespielt. Ein strenger, aber heiterer Lehrer muss er gewesen sein; einer, der sich auch für Eishockey interessierte – und den bequemeren Schülern erzählte, wie er als Bub mit einem Karl-May-Buch auf dem Notenständer «geübt» habe.

1962 erhielt Alexander Schaichet die Hans-Georg-Nägeli-Medaille der Stadt Zürich: Spätestens damit war der Geiger aus Odessa auch im offiziellen Zürich angekommen.

Esther Girsberger, Irene Forster
Zivilstand Musiker – Alexander Schaichet und das erste Kammerorchester der Schweiz



Hier und Jetzt, Baden 2020. 208 S., ca. 39 Fr.

Mit einem Schwips die Krise meistern?

Wein statt Weinen Seit Beginn der Corona-Zeit sorgt das Phänomen der «Wine Mom» im Netz für Heiterkeit.

«Wenn Sie denken, 2020 ist gefährlich: 2050 wird das Land von Kindern geführt, die von weintrinkenden Müttern zu Hause unterrichtet wurden.» Es war nur einer unter vielen Witzen, die in den ersten schulfreien Corona-Wochen im Netz geteilt wurden, aber er kam in den Whatsapp-Gruppen besonders gut an.

Gemeint waren die berüchtigten «Wine Moms». Mütter, die sich abends gern mal ein, zwei Gläser genehmigen, um den Familienstress auf die leichte Schulter nehmen zu können. Gelegentlich wurde auch der Tag zum neuen Abend erklärt und schon nachmittags eingeschenkt, dank des breiigen Zeitgefühls im Lockdown war ja eh irgendwie alles gleich.

Wine Moms gab es vorher schon, ihnen sind sogar eigene Instagram-Accounts gewidmet, doch dank Corona schien ihre Zahl sprunghaft anzusteigen. Zumindest die Witze im Netz dazu vermehrten sich rasant und wurden massenhaft geteilt. Zuerst war da diese Mutter, die den Song «I Will Survive» auf das Familienleben in der Quarantäne ummünzte und mit ihrer Parodie einen viralen Hit landete.

Die Engländerin Victoria Emes tanzte im Aerobicdress durchs desolate Wohnzimmer und rief ihren Schwestern in der häuslichen Isolation aufmunternd zu, dass sie das schon irgendwie überleben würden – mit freundlicher Unterstützung von Chips, Yoga, Gin, Wein.

«Ich bin nicht perfekt!»

Das mit dem Alkohol wusste Herbert Grönemeyer natürlich schon in den Achtzigern, aber der ist halt ein Mann und deswegen in den meisten Fällen immer noch nicht so sehr vom Homeschooling betroffen wie die Frau, die an Tag 782 der Quarantäne morgens beim Frühstück versucht, das Stammeln ihres Kindes zu dechiffrieren und sich irgendwann resigniert noch mehr Weisswein in die Honey Loops schüttet. Das war auch so ein virales Video.

Es gibt einen Haufen solcher Clips, viele finden sie offensichtlich lustig – obwohl die Botschaft, dass mit Alkohol alles leichter geht, bei aller Witzelei natürlich nicht ganz unbedenklich ist. Bislang gibt es allerdings keine Studien darüber, dass Mütter tatsächlich mehr trinken als andere Bevölkerungsgruppen.

Und statistisch gesehen dürften da draussen mindestens so viele «Beer Dads» unterwegs sein. Dass die es bislang nicht zur popkulturellen Witzfigur gebracht haben, liegt wahrscheinlich schlicht daran, dass bei ihnen das Frusttrinken seit Langem eingeführt und gesellschaftlich akzeptiert ist.

Der Wine Mom fliegen aber auch deshalb so viele Sympathien zu, weil sie weniger perfekt daherkommt als ihre Kolleginnen, die Tiger Mom und Helicopter-Mom. Mit der Wine Mom – leicht überfordert, leicht einen sitzen – können sich all jene identifizieren, die ebenfalls bisweilen erledigt sind.

Laufend gestehen gerade Mütter auf Instagram: «Ich kann nicht alles!», «Ich bin nicht perfekt!» Wer in den ersten Wochen ohne Kita und Schule noch begeistert Bastelanleitungen und Hefezopfrezepte in die Welt hinausschickte, Yoga vor dem Laptop praktizierte und selbsthergestellte Gesichtsmasken auflegte, merkte bald, dass dieses Energielevel nicht ewig halten würde. Während Christian Drosten ständig von der Abflachung der Kurve sprach, sahen viele Mütter ihre eigene Kurve ins Bodenlose sinken: die Motivation ging in den Keller.

Silke Wichert